

1. GETRENNTE MEDIENWELTEN – EINLEITUNG

»Die ossis sind entweder Kommunisten oder faschisten [sic]« (GILBERT/STARK 2023: 2), so soll sich Mathias Döpfner, Vorsitzender des Axel-Springer-Verlags, laut einer Recherche der *Zeit* in Mails und Chatnachrichten an die Führungsriege seines Medienkonzerns geäußert haben. Aus der ehemaligen DDR solle man »eine Agrar und Produktions Zone [sic] mit Einheitslohn machen« (ebd.), wird er weiter zitiert. Der Bericht der Hamburger Wochenzeitung kippte erneut Öl ins Feuer einer seit mehr als 30 Jahren andauernden Ost-West-Debatte, in der es zuletzt auch um die »kommunikative Asymmetrie zwischen Ost und West« (OSCHMANN 2023: 33) ging. Wenngleich die Äußerungen Döpfners, als Mann an der Spitze eines international agierenden Medienunternehmens, deutschlandweit ein großes Medienecho auslösten, dürften sie ein ostdeutsches Publikum wenig überrascht haben. Sie stellten wohl lediglich ein eindrucksvolles Beispiel dar für das, was man ohnehin zu wissen glaubte: Dass die massenmediale Darstellung Ostdeutschlands zuvorderst aus westdeutscher Perspektive erfolgt (vgl. MDR 2023). Ist es dieser vermeintliche West-Blick in den Massenmedien, der dazu führt, dass Ostdeutsche gut drei Jahrzehnte nach der Wende noch immer anders mit Medien umgehen als Westdeutsche? Wird so eine »mediale Mauer« (STAMM 1992: 18) zwischen Ost und West aufrechterhalten?

Trotz der offiziellen staatlichen Vereinigung im Jahr 1990 stellten Ost und West weiterhin »gespaltene Kommunikationsräume« (KAPITZA 1997a: 187) dar. Medienforscher sprachen von »getrennte[n] Wahrnehmungswelten«, die darauf zurückgeführt wurden, dass die Medienstrukturen in Ost und West »kein gesamtdeutsches Forum« (JARREN 1997: 45) bildeten. Deutschland sei »allenfalls ganz oberflächlich betrachtet ein enig

Medienland« (STÜRZEBECKER 2005: 58) gewesen. In jüngster Vergangenheit diagnostizierte der Journalismusforscher Lutz Mükke (2021) eine 30 Jahre währende »mediale Spaltung« Deutschlands. Tatsächlich herrschen in Ost und West Unterschiede, was den Umgang mit und die Bewertung von Medien angeht. Im Osten wird etwa die überregionale (westdeutsche) »Qualitätspresse« kaum gelesen (vgl. ebd.: 27f.). In der Bewertung öffentlich-rechtlicher Medienangebote zeigen sich Ostdeutsche im Durchschnitt kritischer als Westdeutsche, aber auch bei Zeitungen und Zeitschriften ist das der Fall (vgl. FREY-VOR/KESSLER/MOHR 2021). Seit den frühen 1990er-Jahren haben sich diese Unterschiede in der Mediennutzung und -bewertung nachweisen lassen. Können diese »kommunikationsräumliche[n] Kontinuitäten« (KAPITZA 1998: 257) damit erklärt werden, dass die Berichterstattung »primär an den Problemen und Fragestellungen des Westens orientiert« (STAMM 1992: 18) war, oder sind sie eher als Relikt der Teilung zu begreifen? Daran anschließend stellt sich die Frage, ob die viel diskutierte »Mauer in den Köpfen« lediglich eine Erfindung der Medien ist, oder doch vielmehr »Ausdruck und Resultat ihres publizistischen Wirkens« (STÜRZEBECKER 2005: 58).

Diese Arbeit untersucht das Phänomen der in Ost und West getrennten Medienwelten. Sie geht dabei von der These aus, dass Mediennutzung und -bewertung mit kollektiver Identität verknüpft sind (vgl. MARES/CANTOR 1992; HARWOOD 1999; ABRAMS/GILES 2007; STIEHLER 2009: 74). Dass also unterschiedliche Mediennutzungs- und Bewertungsmuster unter anderem damit zusammenhängen, wie Menschen die ihnen zugeschriebene soziale Ost-/West-Identität wahrnehmen und wem sie sich zugehörig fühlen. Es wird somit angenommen, dass der Umgang mit Medien immer auch von massenmedialen Diskursen beeinflusst wird, die wiederum auf Prozesse kollektiver Identitätskonstruktion wirken. Mediennutzung entwickelt sich allerdings nicht ausschließlich in Abhängigkeit vorhandener Medienangebote, sie ist überdies als Ergebnis von Alltagsstrukturen zu begreifen und biografisch bedingt (vgl. KÜBLER 1987; SANDER/LANGE 2017). Will man gegenwärtige Nutzungsmuster verstehen, hilft also der Blick zurück auf vergangene (Medien-)Erfahrungen.

Die publizistische Spaltung und in deren Folge das Fortbestehen eines »geteilte[n] Bewusstsein[s]« (POLLACK 2000: 281) zwischen Ost und West ist unter Berücksichtigung dieser Annahmen zunächst als Resultat identitätsbezogener Mediennutzungsmotive und Bewertungskriterien sowie der Restrukturierung des Mediensystems nach 1989 zu verstehen. Denn die

Vermutung liegt nahe, dass in der (Nach-)Wendezeit, als Phase sich rasch wandelnder Bedürfnis- und Medienstrukturen, der Grundstein für noch heute beobachtbare Mediennutzungsgewohnheiten gelegt wurde. Daher fokussiert sich die Untersuchung auf die 1990er-Jahre als formative Phase. Um Veränderungen im Zeitverlauf nachzuvollziehen, deckt sie aber auch gegenwärtige Nutzungs- und Bewertungsmuster ab.

Die Arbeit knüpft an den bisherigen Forschungsstand zur Mediennutzung Ostdeutscher an und geht über diesen hinaus, indem sie eine vergleichende Perspektive einnimmt. So ist ein tiefergehendes Verständnis ost- und westdeutscher Medienwelten möglich – nicht nur Unterschiede, sondern auch potenzielle Gemeinsamkeiten können so offengelegt werden. Es wird damit dem Ansatz einer »asymmetrisch verflochtene[n] Beziehungsgeschichte« (KLESSMANN 1999: 12; vgl. KLESSMANN 1993, 2005; BÖICK/GOSCHLER/JESSEN 2020: 15ff.) gefolgt, der dafür plädiert, die Entwicklungen in BRD und DDR (hier auch in Ost- und Westdeutschland) nicht losgelöst voneinander zu betrachten. Schließlich hatte die Vereinigung der beiden deutschen Staaten nicht nur weitreichende Konsequenzen für die Identität der »neuen Bundesländer«, sie erforderte auch von der alten Bundesrepublik den Entwurf eines neuen Selbstbildes (vgl. MÜNKLER/HACKE 2009: 7). Um also die Existenz einer »doppelten Öffentlichkeit« (STOLTE/ROSENBAUER 1995: 358) zu verstehen, so die Annahme, müssen Deutungen, Lebensumstände und Bedürfnisse in Ost *und* West untersucht werden. Die Arbeit wendet sich damit explizit gegen die »Exotisierung« ostdeutscher Mediennutzung und -bewertung. Der Osten wurde stetig als das von der (westdeutschen) Norm Abweichende markiert – nicht nur in Medien, Politik und Wirtschaft, sondern zuweilen auch durch die Forschung selbst. So wurden soziale wie symbolische Ungleichheiten, etwa der Ausschluss der Ostdeutschen aus bundesdeutschen Eliten, der Vermögensbildung und gesellschaftlicher Gleichstellung produziert und legitimiert (vgl. MILEV 2020a: 35; BÖICK/LORKE 2022: 99).

Im Fokus dieser Arbeit steht die einstige Mauerstadt Berlin, denn hier war die publizistische Spaltung besonders gut zu beobachten (vgl. BÖSCH/CLASSEN 2015a: 478f.). Anhand der Verbreitung der regionalen Tagespresse lässt sich der ehemalige Mauerverlauf bis heute nachvollziehen. Ausgehend von Berlin lassen sich aber auch Aussagen über Gesamtdeutschland treffen. Denn den Berlinern und Berlinerinnen aus Ost und West kann ein grundsätzlich engeres Verhältnis zueinander unterstellt werden. Vor dem Mauerbau bestanden familiäre und freundschaftliche Beziehungen, die

nicht selten über die Mauer hinweg aufrechterhalten wurden. Aufgrund der geografischen Nähe wäre zu erwarten gewesen, dass Ost und West nach Grenzöffnung besonders schnell zusammenwachsen. Wenn also selbst hier eine (mediale) Ost-West-Spaltung nachweisbar ist, so muss dieser Befund für die restliche Bundesrepublik umso mehr gelten, wo der Kontakt weniger intensiv war. Zudem war Berlin der Ort, an dem Medienangebote aus Ost wie West verfügbar waren. Aus welchen Gründen ein Medium genutzt wurde, ein anderes wiederum nicht, und welcher Stellenwert den Kategorien Ost und West im Rahmen der Mediennutzung und -bewertung beigemessen wurde, lässt sich hier folglich besonders gut untersuchen.

Die Entscheidung für Berlin bringt allerdings einige Besonderheiten mit sich, die es zu beachten gilt. So ist zu vermuten, dass Ost- und West-Identitäten in Berlin, wo die liberale Demokratie und der Staatssozialismus direkt aufeinandertrafen und wo sowohl Teilung als auch Einheit unmittelbar spürbar waren, eine gewichtigere Rolle zukam – auch im Umgang mit Medien. Nach 1989 entwickelte Berlin sich zum »herausgehobenen Schauplatz der neuen deutsch-deutschen Unsicherheiten und Irritationen, in die der Vereinigungsprozess die Deutschen« (RUDOLPH 2014: 191) stürzte. In der einst geteilten Stadt liefen all die Prozesse, die die Herstellung der deutschen Einheit nach sich zog, verdichtet ab. Beide Stadthälften erlebten einen wirtschaftlichen Abschwung – im Osten aufgrund der Währungsunion, im Westen wegen des Wegfalls der bundesrepublikanischen Subventionen. Der Historiker Philipp Ther (2014) diagnostizierte diesbezüglich eine »doppelte Transformation« (ebd.: 176). Nicht nur war die Stadt in besonderer Weise von der Nachwendeproblematik betroffen, Berlin kann auch als Hauptschauplatz der Aufarbeitung der Zeit der Teilung gelten. Hier häufen sich Museen und Gedenkstätten – als Berliner oder Berlinerin war und ist man mit der deutsch-deutschen Geschichte viel stärker konfrontiert als andernorts. Die Bedeutung von Medien zur Auseinandersetzung mit Ost-/West-Zugehörigkeiten könnte aufgrund vorhandener alternativer Kulturangebote noch einmal eine andere sein als im Rest der Bundesrepublik. Nicht zuletzt dürfte der Alltag in einer Großstadt wie Berlin sich vom Leben in Klein- und Mittelstädten sowie dörflichen Regionen doch zumindest graduell unterscheiden.

Vor dem Hintergrund der bisher dargelegten Überlegungen zum gesellschaftlichen Ost-West-Diskurs, zur Rolle der Medien sowie zu den Spezifika Berlins, lassen sich nun konkrete Forschungsfragen formulieren:

1. Wie haben sich Mediennutzung und Medienbewertung in Abhängigkeit von kollektiver (Ost-/West-)Identität im Berlin der Nachwendezeit entwickelt?
2. Was lässt sich daraus über die Rolle der Medien im Prozess der kollektiven Identitätsbildung in Deutschland seit 1989 ableiten?

Zur Beantwortung dieser Fragen werden (medien-)biografische Interviews mit Menschen aus Ost- und Westberlin geführt, die die Zeit der Teilung selbst aktiv miterlebten. Dabei fungieren die strukturations- und identitätstheoretischen Ausführungen Anthony Giddens' (1991, 1992, 1996) sowie die kommunikationswissenschaftliche Uses-and-Gratifications-Forschung (vgl. BLUMLER/KATZ 1974; WEIBULL 1985) als theoretische Basis und leiten den Forschungsprozess an (vgl. LÖBLICH 2008, 2016).

Relevant sind die aufgeworfenen Forschungsfragen gleich aus mehreren Gründen. Aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive leistet die Arbeit einen Beitrag zur Erforschung der Transformationszeit, die als Thema in der Mediennutzungs- und Rezeptionsgeschichte bisher »kaum angekommen« (Frey-Vor 2020: 252) ist. Zwar wurden Medieninhalte und Kommunikatoren sowie Mediensysteme im postsozialistischen Raum untersucht (vgl. BOHN/MÜLLER 1992; HALLER/PUDER/SCHLEVOIGT 1995; VON LOJEWSKI/ZERDICK 2000; VOLTMER 2000; THOMAS/TZANKOFF 2001; STEINMETZ/VIEHOFF 2008; HALLER/MÜKKE 2010; TRÖGER 2019; DIETL 2022), die Nutzerperspektive wurde dabei jedoch weitgehend ausgeklammert. Aufgrund dessen wissen wir nur wenig über die Rolle der Medien innerhalb der Verarbeitung biografischer Brüche im Nachgang der Wende (vgl. MIHELJ 2017: 237). Die vorliegende Untersuchung vermag diese Leerstelle zu füllen.

Weiterhin verspricht die Perspektive der kollektiven Identität, die im Rahmen der Erforschung ost-/westdeutscher Mediennutzung bisher nur am Rande behandelt wurde, Ergänzung und Differenzierung, zuweilen auch Relativierung, bestehender Befunde. Mit ihrer gesellschaftstheoretischen Fundierung und ihrer biografischen Herangehensweise geht die Arbeit zudem über vorhandene Rezeptionsstudien hinaus, die häufig nur auf Individualebene angesiedelt sind und kurzfristige Medienwirkungen im Blick haben (vgl. BÖSCH et al. 2012: 100). Dabei werden die Nutzungsmuster und Bewertungsmuster der Berliner und Berlinerinnen in ihren (medien-)historischen Kontext eingebettet – worauf Forschende aus Medien- und Kommunikationswissenschaft häufig verzichten (vgl. HODENBERG 2012: 27). Damit ist die Studie an der Schnittstelle zwischen Kommunikationswissenschaft, Geschichtswissenschaft und Soziologie angesiedelt. Sie denkt

Mediennutzung in ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit und wird hierdurch dem Anspruch gerecht, Mediennutzungsgeschichte als Sozialgeschichte zu schreiben (vgl. AVERBECK-LIETZ 2014: 418). Die Arbeit zeichnet die Veränderung und (langfristige) Wirkung von Medienstrukturen und Diskursen auf individuelle Mediennutzung und Medienbewertungen sowie auf Prozesse der kollektiven Identitätsbildung nach und leistet damit zugleich einen Beitrag zu einer geforderten Medienstrukturgeschichte (vgl. STÖBER 2014: 56; LÖBLICH/VENEMA 2018: 25f.). Indem sie nach den gesellschaftlichen Wirkungen von Medien im historischen Zeitverlauf fragt, füllt sie ein Forschungsdesiderat (vgl. AVERBECK-LIETZ 2014: 411). Hierin besteht dann auch die hohe gesellschaftliche Relevanz der Studie – sie erlaubt es, Aussagen über die Rolle der Medien im Prozess des ›Zusammenwachsens‹ von Ost und West zu tätigen.

Die Frage nach dem Zusammenwachsen wurde häufig im Sinne einer Integration von Ost und West behandelt, die implizit oder explizit eine Anpassung des Ostens an den Westen meinte. Das Integrationsparadigma bestimmte vor allem in der ersten Zeit nach der Wende die Ostdeutschlandforschung. Dabei ging es im Sinne einer nachholenden Modernisierung, um die Angleichung des Ostens an die westdeutsche Gesellschaft (vgl. LEISTNER 2021: 12). Diese Perspektive wird hier explizit abgelehnt. Vielmehr soll analysiert werden, ob und wie Medien kollektive Ost-/West-Identitäten verstetigt oder gar neu entstehen lassen haben. Wurde eine Ost-West-Spaltung durch Medien (re-)produziert oder haben sie zu ihrer Überwindung beigetragen? Dabei wird nicht die normative Sichtweise vertreten, dass eine ›gesamtdeutsche Identität‹, im Sinne eines identischen Selbstverständnisses, erstrebenswert wäre.

In dieser Arbeit wird immer wieder von dem ›Osten‹ und ›dem Westen‹ gesprochen, ebenso wie von den Ostberlinern und Ostberlinerinnen sowie den Westberlinern und Westberlinerinnen. Die Rede von Ost- und West-Identitäten mag manch einem nicht mehr zeitgemäß erscheinen und als zu vereinfachend und pauschalisierend daherkommen. Man laufe bei der Bezugnahme auf kollektive Identitäten immer Gefahr, überkommene Kategorien zu perpetuieren und gesellschaftliche Spaltungen aufrechtzuerhalten, meinen Kritiker des Konzepts (vgl. NIETHAMMER 2000). Es soll hier allerdings nicht zur »Wiederkehr simplifizierender Ost-West-Differenzen« (vgl. LEISTNER 2021: 50) beigetragen werden. Die Bezugnahme auf Ost und West ist vielmehr als eine Form der »strategischen Essentialisierung« (FOROUTAN/HENSEL 2020: 112f.) zu verstehen (vgl. SPIVAK 1988).

Der Rückgriff auf die Kategorien Ost und West stellt in diesem Sinne ein theoretisches Hilfsmittel dar, um die deutsche (Nachwende-)Gesellschaft analysierbar zu machen. Zwar mag es soziologisch gesehen problematisch sein, von ›den Ostdeutschen‹ zu sprechen, da Biografien und Erfahrungen durchaus heterogen sind. Die Empirie aber zeigt, dass die Selbstidentifikation mit einem ›Ost-Kollektiv‹ vorhanden ist (AHBE 2020: 183). Und schließlich gilt, auch wenn es sich bei ›den Ostdeutschen‹ (und ›den Westdeutschen‹) lediglich um eine Konstruktion handelt, »die Diskurse über sie sind in der Welt und haben reale Konsequenzen« (SCHÜRER ET AL. 2013: 231).

Die Ereignisse ab Herbst 1989 bilden einen diffusen und mehrdeutigen Erinnerungsort (vgl. SABROW 2019: 25). Sie waren schon immer Gegenstand geschichtspolitischer Deutungskämpfe, weswegen auch die Begriffe zur Beschreibung dieser Vorgänge reflektiert werden müssen. Der Ausdruck ›Wende‹ entwickelte sich dahingehend zur gebräuchlichsten Bezeichnung (vgl. ebd.: 27). Der Begriff hat den größeren Alltagsbezug und ist wesentlich populärer als die staatlich protegierten Meistererzählungen von ›friedlicher Revolution‹ und ›deutscher Einheit‹. Jene Erzählungen präsentieren die nationale Einheit als positiven Fluchtpunkt der deutschen Geschichte und blenden den Selbstdemokratisierungsprozess der Ostdeutschen aus (vgl. GANZENMÜLLER 2021: 17ff.). Auf die Verwendung der Begrifflichkeit ›friedliche Revolution‹ wird innerhalb dieser Arbeit daher verzichtet. Stattdessen wird die Rede von ›Wende‹ sein, da so die »doppelte Ebene von Systemwechsel und Lebenswelt« (BRÜCKWEH 2020) erfasst werden kann. Ebenfalls ausgeklammert wird der eher technische Begriff der ›Transformation‹, da dort die Deutung vom Einheitsprozess als eine nachholende Modernisierung eingeschrieben ist (vgl. BÖICK/GOSCHLER/JESSEN 2020: 13f.) und auch er nur begrenzt in der Lage ist, die alltagsweltlichen Veränderungen angemessen zu erfassen.

Entstanden ist die vorliegende Studie im Rahmen des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten, interdisziplinären Forschungsverbundes *Das mediale Erbe der DDR*.¹ Inwiefern die Ost-West-Spaltung im Umgang mit Medien und die differente Identitätskonstruktionen tatsächlich als ein ›mediales Erbe‹ der DDR gelten können,

1 Im Verbund kooperierten Forscher und Forscherinnen der Geschichtswissenschaft, Geschichtsdidaktik und Kommunikationswissenschaft der LMU München, des ZZf Potsdam und der FU Berlin.

oder ob diese nicht vielmehr in der Nachwendezeit wurzeln, wird noch zu beantworten sein.

Ebenso wie die institutionelle Anbindung prägen Sozialisation und persönliche Erfahrungen den Blick auf den Untersuchungsgegenstand und damit schließlich die eigene Forschung. Geboren im Jahr 1991 zähle ich zu den Nachwendekindern (vgl. NICHELMANN 2019), die zwar selbst die DDR nie erlebt haben, deren Blick auf den sozialistischen Staat aber aufgrund familiärer Bezüge ein anderer sein dürfte als der westdeutscher Altersgenossen und Altersgenossinnen. Aufgewachsen bin ich in der Oberlausitz, einer Region, die zu DDR-Zeiten von Maschinenbau und Textilindustrie lebte und im Nachgang des Systemwechsels Zeuge von Deindustrialisierung, Beschäftigungsabbau und Abwanderung wurde (vgl. KOWALKE/KALLIS 1995). Nach dem Abitur führte mich der Weg über Leipzig nach Berlin. Die ostdeutsche Herkunft hat für mich nie eine große Rolle gespielt. Das wäre vermutlich anders gewesen, hätte ich mich entschlossen, in einer westdeutschen Stadt zu studieren. Vielleicht hätte ich dort eine ›Veränderung‹ erfahren, wie sie etwa Valerie Schönian (2020) oder Johannes Nichelmann (2019) beschrieben haben und wäre so auf mein Ostdeutsch-Sein zurückgeworfen worden. Wenn auch meine Herkunft das Interesse am Forschungsgegenstand (mehr oder weniger bewusst) begründet haben mag, so wuchs mein Bewusstsein für die noch immer vorhandene Relevanz der Kategorien Ost und West letztlich erst im Zuge der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Einheit und ihren Folgen.

Nachdem nun der Untersuchungsgegenstand umrissen, die Forschungsfragen dargelegt sowie die Anlage der Studie in ihren Grundzügen erläutert wurde, wird im folgenden Kapitel (Kapitel 2) das Vorwissen zu Ost-West-Unterschieden in der Mediennutzung und -bewertung beschrieben. Weiterhin werden Ost-/West-Identitäten thematisiert und Befunde zu massenmedialen Diskursen über DDR und Ostdeutschland dargelegt. Anschließend (Kapitel 3) werden die dieser Arbeit zugrundeliegenden theoretischen Annahmen diskutiert. Davon ausgehend wird ein Kategoriensystem abgeleitet, das den weiteren Forschungsprozess strukturiert. Kapitel 4 widmet sich der methodischen Anlage der Studie. Diskutiert werden Vor- und Nachteile biografischer Interviews. Zudem wird auf Auswahl und Rekrutierung sowie die Interviewführung eingegangen. Auf diesen ersten, konzeptionellen Teil folgt die Ergebnispräsentation. Diese umfasst zunächst einen Abriss der Wendeerfahrungen und Lebensbedingungen im vereinigten Berlin (Kapitel 5.1). Darauf aufbauend werden Mediennutzungsmuster im Ost-

und Westberlin der Nachwendezeit geschildert, wobei eine Einordnung in den medienhistorischen Kontext vorgenommen wird (Kapitel 5.2). Das Kapitel mündet in die Ableitung identitätsbezogener Mediennutzungsmotive und Bewertungskriterien (Kapitel 5.3). Schließlich wird eine Typologie der Ost- und Westberliner Mediennutzer und Mediennutzerinnen die Befunde noch einmal differenzieren sowie stärker an die Biografien der Befragten rückbinden (Kapitel 6). Dabei werden neben Unterschieden zwischen Ost und West auch Gemeinsamkeiten analysiert.